

die sie von uns haben, hat unsere französischen Gegner zu ihrem Buche veranlaßt. Hoffentlich werden auch diese sich bald wieder erinnern, daß auf dem Boden unseres Vaterlandes neben dem Protestantismus und trotz mancher unchristlichen Philosophien ein reiches katholisches Leben blüht. Georges Gohau, der sich jetzt an dem bedauerlichen Angriff gegen uns beteiligt, hat 1911 in der Einleitung seines Werkes *Bismarck et l'Eglise* unsere „wirklichen Millionen wirklicher Katholiken“ denen als notwendiges Vorbild hingestellt, die an einer religiösen Erneuerung Frankreichs arbeiten wollen. Und im Frühjahr 1908 hat der Akademiker Paul Thureau-Dangin seine unter dem Titel *Le Catholicisme en Angleterre au 19^e siècle* gedruckten Vorträge in demselben Institut Catholique, dessen Rektor schon damals Msgr Baudrillart war, damit begonnen, daß er die Siege und die Organisationen der deutschen Katholiken als glänzende Beweise des wunderbaren Wachstums unserer heiligen Kirche pries.

Die Verfasser des Buches, das wir aufs schärfste beurteilen, wollten Frankreichs Ehre retten. Das war ihr gutes Recht und ein schöner Ausdruck treuer Vaterlandsliebe. Aber sie taten es, indem sie Deutschland und Österreich-Ungarn wider Wahrheit und Gerechtigkeit schmähten. Das ist gegen das Grundgesetz des Christentums. Und darum durften wir nicht schweigen. Denn die Sorge um den guten Namen, die Kardinal Amette in seinem Begleitbrief dem Buch gleichsam als Motto vorseht, ist auch unsere Pflicht.

Die Schriftleitung.

Soll der Burgfriede unter den religiösen Bekenntnissen von Dauer sein?

In einer liberalen Zeitung las man kürzlich folgende vortrefflichen Worte über obige Frage:

„Zu den erfreulichsten Erscheinungen, mit denen der Krieg uns überrascht hat, gehört der Ausgleich zwischen den verschiedenen Konfessionen, der sich mit einer Selbstverständlichkeit vollzog, als hätte nicht bis in die letzten Tage Mißtrauen und Feindseligkeit auf diesem Gebiete bei uns das politische Leben bis zur Unerträglichkeit belastet. Nun konnte man die Kundgebungen aus allen Lagern nebeneinander stellen, ohne die Spur eines Mißklangs darin zu finden. . . .

„Wenn irgend eine Errungenschaft des Krieges in den Frieden hinübergerettet werden muß, ist es diese. Lange genug haben wir unter den entgegengesetzten Umständen gelitten. Verwundert fragen wir uns jetzt, warum wir es taten, warum wir einander anfeindeten, statt einig miteinander die gleichen Ziele zu verfolgen. . . . Der Krieg hat uns, wie in vielen andern Dingen, auch hier die Augen geöffnet; es handelt sich für uns darum, daß wir sie dauernd offen behalten.

„Es hat sich bei uns für die Beziehung der Konfessionen zueinander das Wort Toleranz, Duldung, herausgebildet. Wir glauben damit einen Zustand erreicht zu haben, der alles Lob verdient; in Wahrheit sind wir aber auf einem falschen Wege. Geduldet wird etwas, was man nicht gut ändern kann, aber doch als unerfreulich empfindet. Schon in dem Gebrauche dieses Wortes liegt eine Überhebung. Nicht Duldung, sondern Achtung muß die Grundlage dieser Beziehungen werden. Mag jeder an seinem Glauben mit aller Innigkeit festhalten, so soll er doch nie und bei keiner Gelegenheit vergessen, daß seinen Mitbürgern, die auf dem Boden

eines andern Bekenntnisses stehen, ihr Glaube so wert ist wie ihm der seinige, und daß die allereinfachste Pflicht des Anstandes und der Rücksichtnahme alle Äußerungen und Handlungen verbietet, aus denen eine Geringschätzung ihres Glaubens hervorgehen könnte" . . . (Münchener Zeitung 1915, Nr. 114).

Was hier ein liberaler Politiker über Sinn und Mißbrauch des Wortes Toleranz zu bedenken gibt, stimmt so auffallend mit dem überein, was von katholischer Seite fast mit gleichen Worten ausgesprochen wurde, daß es eine Freude ist.

„Toleranz! Schönes Wort für oberflächliche Leute. . . Das Wort heißt auf deutsch Duldung. Das Wort dulden brauchen wir nur, wenn von etwas die Rede ist, das eigentlich nicht sein dürfte, nicht sein sollte, was wir gern beseitigt haben möchten. . . Fort mit der Toleranz! Du aber, göttliche Caritas, weiche nie aus unserer Mitte! Siehe du lindernden Balsam in die Wunden, welche die traurigste aller Spaltungen uns allen geschlagen hat. Vanne du den Haß, und wir werden miteinander ruhig das besprechen, was uns entzweit, und ganz gewiß verstehen wir einander wieder!“

So schrieb P. Roh schon vor 50 Jahren in der ersten Reihe dieser „Stimmen“¹. Seitdem sind wir entschieden bescheidener geworden und wären schon zufrieden, wenn man uns nur dulden, tolerieren wollte. Zeuge dessen ist der Toleranzantrag des Zentrums, dessen Gewährung immer noch aussteht.

Nenne man übrigens das, worauf es ankommt, nach Belieben Duldung, Achtung, Freiheit, Gewissensfreiheit, Gerechtigkeit oder Liebe, in der Sache sind wir jedenfalls mit dem Verfasser des Artikels einverstanden, und wenn wir im folgenden bald die eine bald die andere Benennung anwenden, so verstehen wir doch die Duldung nicht anders als gleichbedeutend mit Gerechtigkeit und wirklicher aufrichtiger Achtung. An uns soll es nicht fehlen, wenn es gilt, diese veredelte Duldung, d. h. die wahre, auf christlich-ethischer Überzeugung gegründete Hochachtung vor Andersdenkenden in den Frieden hinüberzureiten.

Eine wichtige Vorbedingung muß allerdings bei diesem wie bei jedem andern Ausgleich sichergestellt werden: Die Parteien müssen sich über das Wesen, den Sinn und die Grenzen ihres Friedensschlusses ehrlich und ohne Hintergedanken oder Zweideutigkeiten verständigen. Dazu ist eine freimütige Aussprache unumgänglich notwendig, sonst droht die Gefahr, daß bei der ersten kleinen Reibung, die ja nicht ausbleiben kann, das ganze Friedenswerk in neuen Hader umschlage.

Es ist also vorauszusetzen, daß der „Ausgleich“ auf der Grundlage der gegenseitigen Achtung und der Gerechtigkeit erfolge. Daraus folgt, daß jeder Teil, jedes Bekenntnis und jede vertragsschließende Kirche den andern Teil so nehme, wie er ist. Wir Katholiken müssen uns also vertragen mit den Protestanten, wie sie heute sind und leben, und dürfen unsere Verträglichkeit nicht

¹ Die Enzyklika Papst Pius' IX. vom 8. Dezember 1864, Stimmen aus Mt.-Saach II: Die Grundirrtümer unserer Zeit von Peter Roh S. J. (Freiburg i. Br. 1865 [°1905] S. 61 f.). Der nämliche Gedanke wurde in dieser Zeitschrift mitten im Kulturkampf 1878 von P. Knabenbauer ausgesprochen (ebd. XV 355). Man vergleiche auch LXXXVI 238 323.

einschränken auf einen Protestantismus, wie er etwa nach den Bekenntnisschriften des 16. Jahrhunderts oder nach der Symbolik Möhlers sein könnte oder sollte. Ob die Altlutheraner und die Reformierten alten Stiles mit den Neuprotestanten um Rade, Traub und Jatho als verschiedene „Richtungen“ einer gemeinsamen Religion oder als zwei oder drei verschiedene und entgegengesetzte Religionen zu betrachten seien, fällt für unsere bürgerlichen Pflichten gegen sie nicht in die Waagschale. Ebenso müssen wir aber auch von unsern nichtkatholischen Mitbürgern verlangen, daß sie ihre Toleranz nicht einschränken auf eine katholische Kirche und ein katholisches Bekenntnis, wie es von ihnen zurechtgedacht wird, wie es aber nicht existiert und nie existiert hat, sondern daß sie auch den Katholizismus nehmen, achten und leben lassen, wie er lebt und lebt.

Man sollte meinen, das sei selbstverständlich und bedürfe keines Beweises. Der Verfasser des eben berührten Artikels redet ja in der Tat nicht von den verschiedenen Konfessionen, wie er sie sich theoretisch denkt, sondern wie sie lebhaftig vor ihm stehen, arbeiten, kämpfen, leiden und sich vertragen. Trotzdem ist es der Mühe wert, etwas genauer auf die Sache einzugehen. Denn aus dieser ersten Voraussetzung ergeben sich weitere Nutzenwendungen.

Wie einfach und einleuchtend klingt z. B. der oft gehörte und nachgesprochene Satz: „Duldung aller Überzeugungen und Bestrebungen, nur keine Duldung der Unduldsamkeit!“ Aber genau besehen, macht dieser Grundsatz jede wahre Toleranz oder Duldsamkeit unmöglich. Denn wie der gewiß nicht katholikenfreundliche Kanonist Friedberg mit Recht bemerkt, „eine Kirche als solche kann weder in dogmatischer noch in ethischer Hinsicht prinzipiell tolerant sein“. Folglich müßte man alle „Kirchen“ und alle Konfessionen von der Duldung ausschließen, weil sie alle prinzipiell intolerant sind und sein müssen. Wenn wir also im praktischen Leben zu einer auf Achtung gegründeten Verständigung und Verträglichkeit kommen wollen, so müssen wir erst über die verschiedenen Bedeutungen klar werden, welche das Wort Toleranz oder Duldung haben kann.

Viele Lobredner der Toleranz gehen von der rationalistischen Annahme aus: Alle vorhandenen Religionen sind gleich gut und gleich wahr, oder wenn man will, gleich unwahr und irrig. Es hat darum keinen Zweck, sagen sie, sich über Wahrheit oder Falschheit der bestehenden Bekenntnisse zu streiten. Dadurch wird nur der Friede gestört. Wir dürfen also nur die Kirchen und Konfessionen dulden, welche sich zu dem Grundsatz bekennen, daß alle Religionen gleichwertig seien, diejenigen aber müssen wir von der Duldung ausschließen, welche den Anspruch erheben, die allein wahre Religion zu sein: Duldung für alle, nur keine Duldung der Unduldsamkeit! Damit wäre aber dem Christentum in seiner Gesamtheit und allen christlichen Bekenntnissen die Duldung verweigert, denn es liegt von Anfang an im Wesen der christlichen Religion, daß sie den Anspruch erhebt, die absolute, allein wahre, seligmachende Religion zu sein. Die Anhänger des Islams, des Buddhismus, des Konfuzius usw. hätten also das volle Recht,

allen christlichen Bekenntnissen die Duldung zu verweigern, denn alle sind in diesem dogmatischen Sinne unduldsam, und jedes will die allein richtige und vollkommene Religion darstellen.

Da hilft kein Sträuben, wir kommen nicht an der Notwendigkeit vorbei und müssen unterscheiden zwischen Duldung im religiös-dogmatischen Sinne und Duldung, Achtung, Verträglichkeit im Verhältnis des bürgerlichen Lebens. Kein ehrlicher Christ kann die Toleranz soweit treiben, daß er eine der seinigen widersprechende Religion als gleich wahr und gleich gut anerkennt. Das wäre Grundsatzlosigkeit oder Heuchelei. Aber nichts steht im Wege, daß er trotz dieser Verschiedenheit des Glaubens allen Mitmenschen mit Gerechtigkeit, Achtung und Liebe entgegenkomme, das ist vielmehr strenge Pflicht. Erst im Lichte dieser obersten Christenpflicht empfängt die Toleranz ihren Wert, ihre Grundlage und Beständigkeit, denn nun ist meine „Duldung“ nicht ein freigegebenes Geschenk, das ich morgen wieder verweigern könnte, sondern die Erfüllung eines göttlichen Gebotes.

Das Gebot der Nächstenliebe bezieht sich eben nicht nur auf das Verhalten gegen jene Menschen, die mit uns in jeder Hinsicht eines Sinnes sind. „Wenn ihr die liebet, die euch lieben, welchen Lohn werdet ihr haben? Tun das nicht auch die Böllner? Und wenn ihr nur die grüßet, die euch grüßen, was tut ihr dann mehr? Tun das nicht auch die Heiden?“ (Mt 5, 46.) Gruß, Achtung, Gerechtigkeit und Wohlwollen schulden wir den Mitmenschen, auch wenn wir ihre Ansichten, Grundsätze und Handlungsweisen für verkehrt halten und bekämpfen. In den Angelegenheiten weltlicher Natur, in Wissenschaft und Politik, gehört es zu den einfachsten Pflichten des Anstandes, daß man zwischen diesen zwei Formen von Toleranz zu unterscheiden wisse. Ein Gelehrter, der einen wissenschaftlichen Strauß nicht ausfechten kann, ohne seinem Gegner auf sachliche Gründe mit Zeichen von persönlicher Geringschätzung zu antworten, wird bemitleidet oder getadelt. Religiöse Menschen, Christen zumal, sollten sich um des Gewissens willen der gleichen Bildung befleißigen.

In diesem Sinn sagte auch der Abgeordnete Gerichtspräsident Ludwig v. Gerlach (der politische Lehrmeister Bismarcks) am 12. Februar 1853 im preußischen Abgeordnetenhaus: „Mir hat die Definition der Toleranz immer sehr wohl getan, daß nur der tolerant sei, der auch die Intoleranz toleriere“ (D. Pfülz, Jos. Graf zu Stolberg — diese Zeitschrift, 111. Ergänzungsheft 1913, S. 146).

Welche Lehren ergeben sich aus dem Gesagten für die Zukunft? Welches sind die Bedingungen, unter denen die Katholiken in Friedenszeit mit den Andersgläubigen in gleicher Verträglichkeit zusammenleben können wie im gegenwärtigen Kriege? Wir wollen drei der wichtigsten namhaft machen.

1. Man verlange von uns keinen Verzicht auf Grundsätze, welche zum Wesen des Katholizismus gehören, mit denen er steht und fällt. Daß wir zu dieser Forderung berechtigt sind, bedarf keines Beweises. Sie sagt mit andern Worten nur: Man nehme uns als das, was wir sind, als wahre, glaubens-

treue Katholiken, denen ihr Glaube und ihre Überzeugung ebenso heilig ist als den andern die ihrigen. „Mag jeder an seinem Glauben mit aller Innigkeit festhalten“ — hat es in dem obigen Friedenswort geheißen. Wenn man mit diesem Zugeständnis Ernst macht, dann wird man nicht mehr fordern können, die katholische Kirche müsse, bevor man mit ihr im Frieden leben könne, zuerst anerkennen, daß der Protestantismus oder die evangelische Kirche eine berechnete, im Evangelium oder der Offenbarung begründete Form des Christentums sei. Das wäre Verleugnung eines katholischen Glaubensartikels, wäre mit andern Worten Selbstvernichtung! Wir machen ja auch unsere Achtung vor den protestantischen Mitbürgern nicht davon abhängig, ob sie unserer Glaubens- und Sittenlehre denselben Wert beimessen wie der ihrigen. Trotzdem ist diese Forderung in den letzten Jahren immer und immer wieder erhoben worden.

Ganz ebenso verhält es sich mit einer andern, ebenso laut und zudringlich ausgerufenen Bedingung, von der man die „Toleranz“ abhängig machen wollte:

Solange die katholische Kirche, hieß es, die von protestantischen Geistlichen gespendete Taufe nicht ohne Prüfung anerkennen und die darüber ausgestellten Zeugnisse nicht als gleichwertige Urkunden gelten lasse, könne kein Friede und keine Parität walten. Auch dieses Verlangen ist ohne Selbstenthauptung nicht erfüllbar. Denn die Lehre von den sieben Sakramenten ist ein wichtiger Teil des katholischen Glaubens, ein Teil, in dem die Protestanten zu unserem Bedauern so gründlich „reformiert“ haben, daß von einer Gemeinsamkeit des Besitzes nur noch schwache Spuren übrig geblieben sind. Wenn die katholische Kirche gleichwohl darauf verzichten soll, ihre eigenen Glaubenssätze und die daraus ersießenden Vorschriften in dieser Lebensfrage nach eigener Erkenntnis geltend zu machen, so heißt das wiederum ihr zumuten, daß sie sich selbst aufgebe und ihr eigenes Bekenntnis verleugne. Ebenso wenig, wie Rom den Anglikanern den Gefallen tun konnte, ihre Priester- und Bischofsweißen als gültig zu betrachten, kann ein Papst oder Bischof eine Taufe anerkennen, wenn er nicht die Gewähr hat, daß sie den Anforderungen der katholischen Glaubenslehre entspricht.

2. Man verzichte darauf, mit staatlichen, politischen Mitteln und mit Anwendung der weltlichen Macht die religiösen Lebenskräfte der Kirche zu unterbinden und sie an ihrer dem Geiste des Glaubens entsprechenden Betätigung zu hindern. Dieses Ersuchen geht etwas weiter als das erste. Aber wenn man einmal mit dem eingangs erwähnten Artikel der „M. Z.“ zugestimmt, daß der alte Liberalismus auf verkehrtem Wege wandelte, als er den Grundsatz aufstellte: „Der Staat dürfe wohl den einzelnen Konfessionen Hindernisse in der Entfaltung ihrer Tätigkeit bereiten, müsse ihnen aber jede Förderung versagen“, dann ist auch unsere zweite Forderung als berechtigt anerkannt. Gewiß gibt es viele Einrichtungen und Gebräuche in der katholischen Frömmigkeit, welche nicht zum Wesen der Kirche und des Glaubens gehören. Die katholische Kirche hat bestanden, ehe es Pfarrer und Pfarreien, Domkapitel, Kathedralen, Männer- und Frauenklöster, theologische Lehranstalten, Priesterseminare und ähnliche Stiftungen gab. Aber es war doch das Gegenteil von Duldung, Gerechtigkeit

und Achtung, als der Kulturbampf das alles und vieles andere in Scherben schlug mit dem kalten Trost, diese Dinge seien für die Religion nicht wesentlich. Auch Hände und Füße sind dem Menschen nicht wesentlich, denn er bleibt Mensch, auch wenn er diese Glieder verloren hat; folgt etwa daraus, daß es kein Unrecht ist, wenn man ihn zum Krüppel macht? So ist es auch ein Unrecht und das gerade Gegenteil von Duldsamkeit, wenn die öffentliche Gewalt den Katholiken zwar ihren Glauben, ihre Ansicht über gute Werke, evangelische Räte, Gelübde und Ordensstand nicht verbieten will, aber doch die religiös und kirchlich geordnete Betätigung dieses Glaubens durch Ausnahmegesetze unmöglich macht. Als die Sprecher der Katholiken vor einigen Jahren diese Anhebung rügten, ist ihnen von hoher Regierungsseite vorgehalten worden, sie möchten doch darauf verzichten, die Werke der Nächstenliebe, Krankenpflege, Waisenspflege und ähnliches gerade in der Form des Ordensstandes auszuüben. Wer Lust zu solcher Betätigung habe, könne sich ja dem Beruf der freien, weltlichen Organisationen zuwenden. Und da will man noch vom freien Wettbewerb der geistigen und religiösen Kräfte sprechen!

Ohne Zweifel können bei Geltendmachung dieser zweiten Forderung Fälle eintreten, wo die religiösen Bedürfnisse der einen Konfession mit andern öffentlichen Interessen in Widerstreit kommen oder zu kommen scheinen, denn „hart im Raume stoßen sich die Sachen“. Da bleibt für gewöhnlich nur der Weg friedlicher Verständigung offen zwischen den berufenen Vertretern der einen und der andern Seite. Daß man auf katholischer Seite gern die Hand dazu bietet und mit Entgegenkommen wahrlich nicht kargt, dafür liegen Beweise in Menge vor.

3. Heißer könnte auf den ersten Blick eine dritte Voraussetzung für aufrichtige Verträglichkeit sein, und doch ist es ratsam, auch ihr ins Auge zu blicken: Kein Teil darf vom andern verlangen, daß er grundsätzlich auf Propaganda verzichte.

Jeder Mensch, der sich in einer wichtigen Sache eine Überzeugung gebildet hat, fühlt das Bedürfnis, seiner Umgebung von den Gründen seines Standpunktes Rechenschaft zu geben und sie, wenn möglich, für die gleiche Überzeugung zu gewinnen. Dieses Werben für die eigene Ansicht nennt man „Propaganda“. Propaganda macht der Vegetarianer für Bevorzugung der Pflanzkost und Vermeidung des Fleischgenusses, der Alkoholgegner gegen Schnaps und Spirituosen, Propaganda macht besonders jede politische Partei für ihre Grundsätze und ihr Programm. Propaganda macht auch der Philosoph für sein System, seine Weltanschauung. Soll einzig und allein für den religiösen Menschen ein Ausnahmegesetz gelten? Soll er allein nicht Farbe bekennen dürfen und verpflichtet sein, die eigene Überzeugung im Herzenskammerlein zu verschließen?

In jedem Falle müßte ein solcher Verzicht auf Propaganda von allen Bekenntnissen ohne Ausnahme und nicht von den Katholiken allein gefordert werden. Dazu aber würden gerade die nichtkatholischen Konfessionen sich am allerwenigsten verstehen wollen. Gerade sie besitzen ja große und betriebsame Vereine zur Verbreitung ihres Evangeliums unter den Katholiken. Es bleibt also nur ein

gangbarer Weg übrig, daß man Katholiken und Protestanten erlaube, mit den Waffen des Geistes und mit Vermeidung aller widerrechtlichen und unehrenhaften Mittel für Anerkennung und Ausbreitung ihres Glaubens tätig zu sein.

Ist aber damit nicht gesagt und gefordert, nach dem Krieg solle der alte Haber, das alte Elend wieder von neuem beginnen? — Nein, in keiner Weise. Die Tatsache allerdings können wir nicht aus der Welt schaffen, daß es in Deutschland nun einmal mehrere staatlich und gesetzlich gleichberechtigte Religionsformen gibt und weiter geben wird. Aber diese bestehen doch auch während des Krieges nebeneinander und hindern doch die Eintracht keineswegs. Der Jammer, das Elend und die bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Spannung kam nur daher, daß die verschiedenen Bekenntnisse mit ganz ungeistigen und ungeistlichen Waffen gegeneinander zu Felde zogen und aufeinander losschlugen. Man denke nur daran, wie in der politischen Presse, in Volksversammlungen, in den Parlamenten mit Spott und Hohn, mit Aufspießung gefährlicher Leidenschaften der Gegner beleidigt, verdächtigt, seine geheimen Absichten schwarz gemacht wurden! Es ist hier nicht der Ort, auf Näheres einzugehen oder zu untersuchen, auf welcher Seite die Hauptschuld lag; es liegt uns nur daran festzustellen, worauf es für die Zukunft ankommt.

Was Dr Ferdinand Avenarius kürzlich für das Betragen gegenüber der Sozialdemokratie verlangte, wird man hoffentlich auch uns zubilligen:

„Die gemeinsame Arbeit als Gleiche zu Gleichen ist jetzt denkbar: unter einer Voraussetzung, daß wir das Vergangene vergangen sein lassen, daß wir beiseite lassen ‚den alten Span‘, wie wir uns ehemals hinüber und herüber beschuldigten und bekämpften. Vor allem: es darf nicht irgendwelcher Meinungen und Überzeugungen wegen mehr ein moralisches Herabsetzen zwischen uns geben. Werden wir uns dazu erziehen können? Wenn nicht, so behalten wir das Gespenst im Hause und spätestens mit dem Frieden kommt der alte Jammer wieder“ (Kunstwart, 2. Aprilheft 1915, S. 50 f.).

So ist es. Die neue Fassung kann einzig lauten, Lust und Licht, Achtung und Gerechtigkeit in gleichem Maße für alle! Wir Katholiken verlangen keine Ausnahmestellung vor den Staatsgesetzen. Die Toleranz und die Parität, um die unser Ringen geht, versagen wir auch andern nicht, weder Gläubigen noch Ungläubigen. Aber man darf uns auch nicht verwehren, daß wir diese bürgerliche Verträglichkeit und Achtung fremder Überzeugung, fremden Glaubens und fremder Religiosität vereinigen mit Treue gegen das eigene Bekenntnis und seine religiösen Ansprüche. Daß in dieser Vereinigung keine Unmöglichkeit und kein Widerspruch liegt, das lehrt ein Blick auf den Zustand vieler Länder mit religiös gemischter Einwohnerschaft in allen fünf Weltteilen. Wir schließen darum mit den Worten des mehrerwähnten Artikels:

„Gewiß, der Staat hat das Recht, jeder Störung des religiösen Friedens, der für die Erhaltung der Ordnung im Staat ein sehr wichtiges Gut ist, entgegenzutreten; aber er kommt nicht zum Ziel, wenn er unter Berufung auf diese Aufgabe den Weg der Ausnahmegesetzgebung einschlägt. . . .

„Es hat einmal als liberaler Grundsatz gegolten, daß der Staat im Interesse des religiösen Friedens wohl den einzelnen Konfessionen Hindernisse in der Ent-

faltung ihrer Tätigkeit bereiten dürfte, ihnen aber jede Förderung versagen müsse. Von diesem Standpunkte aus bekämpfte man insbesondere die Unterstützung des konfessionellen Religionsunterrichts und der Seelsorge durch den Staat, befürwortete aber alle Einrichtungen, die darauf abzielten, die Konfessionen — gleichviel welche — in ihrem Wirken zu hemmen. Diese Bestrebungen sind überall gescheitert und mußten vor allem bei uns scheitern, weil sie mit den gegebenen Tatsachen, insbesondere mit der geschichtlichen Entwicklung zu wenig rechneten. . . . Die Lehre für die Zukunft ergibt sich hieraus von selbst. Nicht die Verflachung und Verkümmern des religiösen Lebens führt zum Frieden zwischen den Konfessionen, sondern seine Vertiefung und Veredlung. Die Bestrebungen, die dahin gehen, zu fördern, ist darum eine wichtige Aufgabe des Staates" (Münchener Zeitung, Hauptschriftleiter Karl Graf v. Bothmer. Nr 114 vom 25. April 1915).

Matthias Reichmann S. J.

Ein Brief Cavour's über „Aspirationen“ auf Triest und Dalmatien.

In der Sammlung der Briefe Cavour's steht unter Nr 1089 und dem Datum vom 28. Dezember 1860 eine Zuschrift an H. Lorenzo Valerio in Ancona, damals königlich außerordentlichen Kommissär in den Marken, späteren Senator. Sie handelt zunächst von einer Angelegenheit geringeren Belanges. Darauf folgt eine hochpolitische Ausführung über die genannten „Aspirationen“. Deshalb ist es zeitgemäß, an diesen Brief zu erinnern; hat doch die italienische Kriegserklärung an Österreich-Ungarn sich auf die „nationalen Aspirationen“ berufen.

Cavour schreibt: „Ich muß Euer Hochwohlgeboren ersuchen, jeden Ausdruck zu vermeiden, aus dem sich ergeben könnte, daß das neue Reich Italien bestrebt ist (aspira), nicht bloß Venetien zu erobern, sondern auch Triest nebst Istrien und Dalmatien. Ich weiß recht wohl, daß die Küstenstädte Siedelungsmittelpunkte einer Bevölkerung sind, die nach ihrer Abstammung italienisch ist, wie nach ihren Wünschen (per aspirazioni). Allein die Landbevölkerung gehört durchweg zu den Slawen. Es hieße unbedachterweise die Kroaten, die Serben, die Ungarn sich zu Feinden machen und dazu noch alle Deutschen, wenn man den Willen kundgäbe, so weiten Gebieten Mitteleuropas alle Auswege an das Mittelmeer zu nehmen. Jeder Satz, den man in diesem Sinn auszusprechen wagt, wird zu einer furchtbaren Waffe in der Hand unserer Feinde. Er gibt ihnen zum Versuch Anlaß, selbst England gegen uns aufzubringen, das es nur ungern sähe, wenn die Adria abermals ein italienischer See würde, wie sie es in den Zeiten der Republik Venedig gewesen ist. Diese Bemerkungen dürften meines Erachtens genügen, um Ihnen Vorsicht zu empfehlen. Gegenwärtig müssen wir uns darauf beschränken, Ancona gut zu besetzen. Das mag die Stufe zu glänzenden Fortschritten in einer Zukunft sein, die unsern Enteln nicht fern dünken wird. Genehmigen Sie“ usw.

Man hat Cavour wegen der Genauigkeit seiner Berechnungen den Mathematiker unter den Diplomaten genannt. Vor 55 Jahren, vor fast zwei Menschenaltern, schrieb er diesen Brief. Sonach stünden wir jetzt dem Zeitalter der Enkel nahe. Im Königshause ist es bereits eingetreten. Indes leben und wirken noch Söhne der Zeitgenossen Cavour's. Der Generalstabschef Cadorna z. B. ist der